

Uwe Topper

„Der Himmel auf Erden?“

Sternstraßen, Erdvermessung und Siedlungsplanung in der Frühgeschichte

Was ist davon zu halten?

Seit 35 Jahren verbreite ich meine Ansicht über die frühgeschichtliche Erdvermessung und die Raumplanung bei der Wiederbesiedlung des Landes nach der Katastrophe. Mein Buch dazu („Das Erbe der Giganten“, 1977, etwa 40.000 Aufl.) ist viel diskutiert worden und hat bleibende Anstöße hinterlassen, z. B. hat sich Heribert Illig in seinem ersten Werk zum Thema mehrmals darauf berufen, worauf unsere Bekanntschaft gründet.

Meine damaligen Erkenntnisse möchte ich ganz knapp so zusammenfassen: Als nach der atlantischen Katastrophe neues Land aus den Fluten aufgetaucht war, wurden für die planmäßige Besiedlung viele Ortschaften mit strahlenförmigen Ausfallstraßen angelegt, die aus der Luft wie Sterne aussahen und untereinander möglichst gradlinig verbunden waren. Trotz genauer astronomischer Kenntnisse der damaligen Menschen habe ich ihnen nicht unterstellt, dass ihre Anlagen den Sternhimmel wiedergaben, nur einzelne Felsbilder stellten Sternbilder dar. Zur Planung der Städte und Fernstraßen gehörte Vermessungstechnik, die sehr weit entwickelt war und auch die Herstellung von Landkarten vermuten lässt.

Begriffsbereinigung

Da Missverständnisse aufgetaucht sind, weil verwischte Begriffe verwendet werden, möchte ich zuerst den Unterschied zwischen Geodäsie und Geomantik klarstellen. Im Englischen ist Geomantik die Wissenschaft von den Erdstrahlen. Wenn das Wort im Deutschen ebenso verwendet wird, liegt ein Übersetzungsfehler vor, denn nur das *englische* Wort Geomantik oder Geomantie bezeichnet tatsächlich so etwas wie Radiästhesie, Feng-Shui (chinesisch) oder die englischen Leys oder Leylines. Am bekanntesten ist der Bestseller von John Michell mit dem Titel „Die Geomantie von Atlantis“, in dem er hervorhebt, dass er unter diesem Begriff die „Energiereströmungen in und über der Erde“ meint und sie in Zusammenhang mit „der Erneuerung des Lebens auf diesem Planeten“ sieht. Ich möchte derartige esoterische Vorstellungen nicht ausschließen, nur haben sie mit unserem heutigen Thema nichts zu tun.

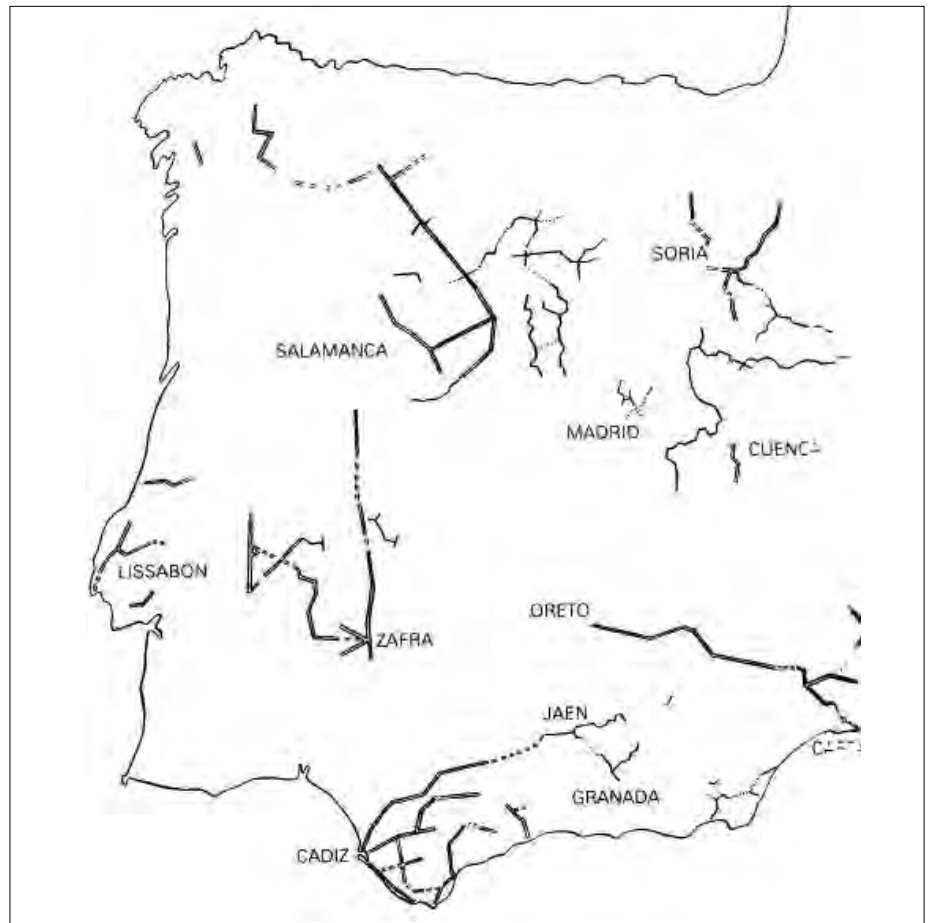


Abb. 1: Türmeketten auf der Iber. Halbinsel (in Topper „Das Erbe der Giganten“ 1977, S. 174)

Im Deutschen wird mit Geomantik die Punktierkunst bezeichnet, eine Wahrsagetechnik (griech. Mantik), die in den Sand oder auf Steinplatten geschrieben wird; ich habe sie „Erdbefragung“ genannt und 1988 ein Buch mit Übersetzungen aus arabischen Texten veröffentlicht. Alle Lexika geben ausnahmslos an, dass weder Geomantie noch Radiästhesie gemeint sind, wenn man im Deutschen von Geodäsie spricht.

Geodäsie ist ein mathematisches Verfahren, das die Vermessung der Erde und ihrer Bewegung im Kosmos nach geometrischen Prinzipien behandelt. Bildhaft gesprochen: Geodätische Linien sind Vermessungslinien, um Grenzen festzulegen oder Höhen auszumessen, Landkarten anzulegen oder die Auf- und Untergangspunkte (die Azimute) von Gestirnen zu markieren; es sind also Sichtlinien, Visuren, die in der Landschaft optisch erstellt werden

durch große Steine, Holzgerüste oder Türme, wobei die Orientierung häufig natürliche Landmarken wie Gipfel und Felsklippen verwendet.

Wir kennen alle die hölzernen Gerüste auf Bergen, Trigonometrische Punkte genannt, abgekürzt TP; die mutwillige Zerstörung wurde mit schweren Strafen geahndet. Im Berliner Bürgersteig kennen wir die runden Scheiben aus Messing, die so dauerhaft sind, dass einige den Krieg überstanden haben. Das bedeutet: man wollte die Punkte für spätere Nachmessungen erhalten. Die vorgeschichtlichen Menschen, die ähnliche Landmarken anlegten, könnten auch ähnlich gedacht haben: Nach einer erfolgreichen Vermessung der Breitengrade, durch die man die genaue Größe der Erde erhielt, verzichtete man nicht auf die einmal angelegten Messpunkte; deshalb wurden an diesen Stellen mit Vorliebe große Steine, Menhire, angebracht. So konnte

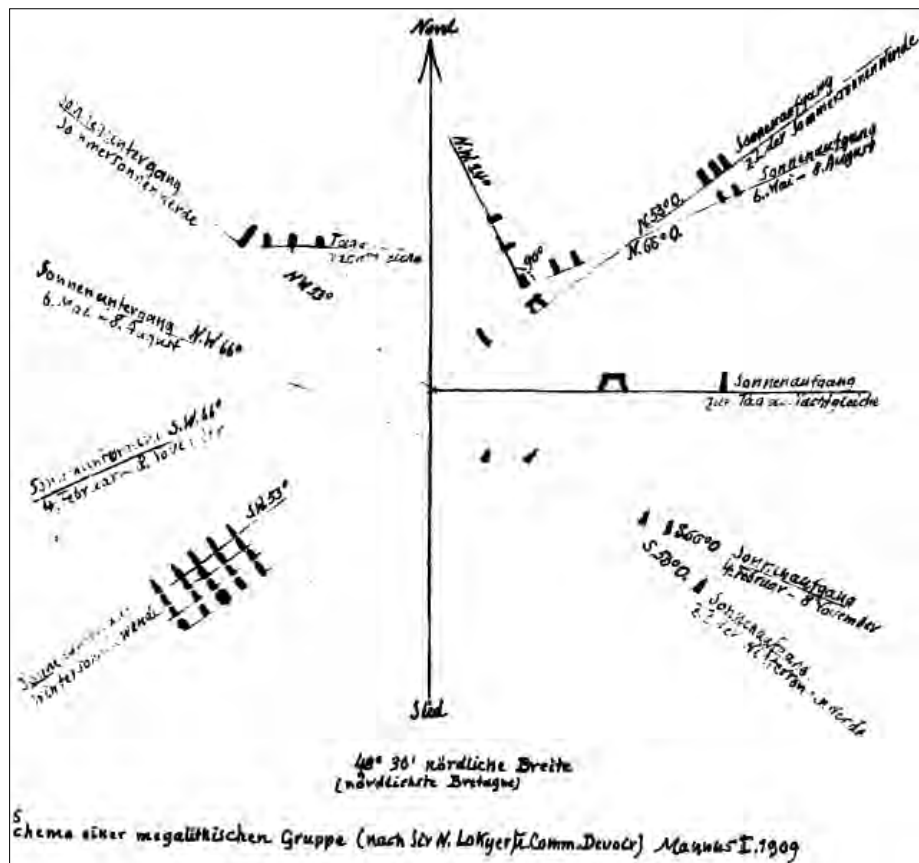


Abb. 2: Visurlinien in der Bretagne (kartografische Skizze aus Mannus von 1909)

man auch später die Messungen wiederholen, etwa nach einer Katastrophe.

Aus den frühen Messungen der Erdgröße sind die ursprünglichen Maße abgeleitet worden, die „megalithischen“ Maße, wie man sie heute nennt. Auf ihnen beruhen alle späteren Maße, auch unser heutiges Meter.

Eine weitere Funktion vorgeschichtlicher Verbundsysteme in der Landschaft ist die Nachrichtenvermittlung von weithin sichtbaren Höhen aus, von Türmen und Bergkuppen. Ein Netz solcher Nachrichtenpunkte muss weit gefächert sein, um möglichst viele Bewohner zu erreichen, es muss abgesichert sein gegen Fremde, damit die Nachrichten nicht gefälscht werden können, und es muss ständig in Bereitschaft stehen. Am bekanntesten sind die Türme mit dem Eingang im ersten Stock und den Fensterschlitz im obersten Stock.

In Spanien habe ich mehrere solcher Systeme entdeckt (beschrieben 1977), später auch in Katalonien und in Frankreich, und ich nehme an, dass es sie auch in Deutschland gab. Sie sollen uns hier nicht weiter beschäftigen. (Abb. 1)

Neben der Aufstellung von Festpunkten für die Landvermessung gibt es auch solche für astronomische Visuren zur Feststellung des Datums, also Kalenderpunkte. Solche Visuren wurden besonders für die vier Jahreseckpunkte, also die beiden Taggleichen und die bei-

den Sonnwendenden, angelegt. Während die Taggleichen ganz einfach abgelesen werden können, nämlich als Ostausgang der Sonne an Frühlingsanfang und Westuntergang der Sonne am Herbstbeginn, sind die Sonnwendenden etwas schwieriger festzustellen, sie müssen mehrere Jahre hintereinander beobachtet werden, in unserem Kalender allermindestens fünf Jahre. Die Mondextreme brauchen den größten Zeitraum, sie müssen über mindestens 19 Jahre hinweg erfolgt sein.

Ansonsten sind solche Visurpunkte architektonisch am einfachsten herzustellen: Man wählt einen auffälligen Berggipfel oder Felsen, einen Baum oder ein Bauwerk und stellt den Visurstein passend in die Landschaft. Manche dieser Steine haben ein Loch, dadurch wird die Genauigkeit verbessert.

1) Himmelsbeobachtungen und Kalender in der Frühzeit

Im 19. Jahrhundert begann man, die erstaunlichen Kenntnisse der Ahnen wieder ernst zu nehmen und forschte nach Überresten ihrer Wissenschaft. Die Archäoastronomie war geboren, wenn auch noch ohne diesen Namen und mit nur geringem akademischen Rückhalt. Mir liegt eine kartografische Skizze aus Mannus von 1909 vor, dem deutschen Vorgeschichtsjahrbuch. Da sind für eine an Megalithen besonders reiche Gegend, die Bretagne, die Steinreihen in

Beziehung zu den Kalendertagen aufgezeichnet. (Abb. 2)

Ein halbes Jahrhundert später gab es schon international sehr ausführliche Ergebnisse und man ist seit Alexander Thom und Rolf Müller nicht mehr im Zweifel über die hohen astronomischen Fähigkeiten der Megalithmenschen. Einige Theorien haben allerdings Zweifel aufkommen lassen, wieweit man bei diesen Schlussfolgerungen gehen kann. Ich will das am Belchen-System zeigen, dem wohl bekanntesten großräumigen Visurenssystem Europas.

Entdecker war der Schwarzwälder Walter Eichin, der 1953 seine Idee publizierte (mir nicht zugänglich) und die durch Schweizer Geodäten wie Karl Ammann aus Basel, Rolf d'Aujourd'hui und Peter Amann (ab 1997) fortgeführt wurde. Walter Knaus hat darüber auch im Machalett-Arbeitskreis berichtet. Dieses erstaunliche System verbindet mehrere Berge im Dreiländereck Elsass, Nord-Schweiz und Baden zu einem einzigartigen Visuren-Netz, an dem man Sonnwendenden, Mondextreme und Erdgröße ablesen kann. Da es sich um Berggipfel handelt, die hier durch Sichtungen verbunden werden, spielt der Zufall die Hauptrolle, wobei es natürlich eine große Leistung der frühen Menschen war, diese Zufälligkeit zu entdecken und auszuwerten. (Abb. 3 und 4)

Man stelle sich vor: Zwei auffällige, aber 74 km voneinander entfernte Berggipfel sind zufällig so angeordnet, dass sie sich einerseits genau Ost-West gegenüberliegen und damit die Bestimmung der beiden Taggleichen ermöglichen, andererseits der erste mit einem dritten Gipfel, der genau südlich des zweiten liegt, fast genau den Aufgang der Sonne an Winteranfang anzeigt. Nicht genug: Die senkrechte auf die zuletzt genannte Linie zeigt den Sonnenaufgang zur Sommeranfangs-Wende an. Und ein vierter Berg vervollständigt das System mit weiteren Peilungen. Alle vier Berge tragen den Namen Belchen, Bölchen oder Ballon, also Ball. Vielleicht war der Sonnenball gemeint, vielleicht die rundliche Gestalt des Gipfels. Der Entdecker Eichin wurde durch die Namensgleichheit dazu gebracht, die Visurlinien nachzuprüfen und stellte die erstaunlichen Zusammenhänge fest.

Der Zufall wird natürlich dadurch eingeschränkt, dass hier, in der Gegend des 48. Breitengrades, die beiden Sonnenaufgangsorte genau im rechten Winkel zueinander liegen, was mit der Erdneigung von rund 23° zu tun hat. Aber das herauszufinden und zu einem System auszubauen, ist eine beachtliche abstrakte Denkleistung von Menschen,

die vermutlich keine Algebra benötigten, sondern sich auf geometrische Muster beschränkten.

Peter Amann hat dann eine hohe Anzahl von Viereckschanzen und Messhöfen mit diesen Linien in Verbindung gebracht, so dass der Schluss möglich ist, dass die über so weite Strecken anvisierten Gipfel auch im tiefer liegenden Land verbunden waren und messtechnisch genutzt wurden. Wie weit man ihm hier folgen mag, bleibt wohl noch zu diskutieren. Die geradezu fantastisch hohe Anzahl der gefundenen Zwischenpunkte sowie die schon erwähnte weitere Verwendung des Systems für die Beobachtung der Mondextreme macht die Ergebnisse in hohem Grade glaubwürdig.

Anders steht es nun mit der Datierung, die immer sehr vorschnell aus solchen Entdeckungen resultiert. Die Chronologie ist ja unser Problem. Wer zum Beispiel aus den megalithischen Beobachtungslinien die Abweichung gegenüber heutigen Visuren als Zeitmaß verwendet, begeht mehrere Fehler zugleich. Der einfachste ist auch am häufigsten vorgebracht worden: Wie genau stimmte denn das System damals? Reichten nicht auch ungefähre Messergebnisse, zumal die Berge ja schon standen und nicht verrückt werden konnten? Kann man überhaupt heutige Messtechniken wie Laser und GPS einsetzen (wie getan wird) und damit bogensekundengenau die Peilungen der Alten vergleichen? Gibt es nicht auch Verzerrungen der Landschaft durch Katastrophen? Und hat die Erde nicht vielleicht einige Sprünge gemacht, seit das Belchen-System erstmals benützt wurde? Die Gleichheit der irdischen Umlaufbewegung ist ja gerade das, was in Frage steht, das kann man doch nicht als mathematischen Faktor hineinstecken, wenn man die Datierung herausfinden will!

2. Sternbilder

Einer der besten Verbreiter der Arbeiten zur frühgeschichtlichen Geodäsie und Astronomie, Dr. Gert Meier, der seit mindestens zehn Jahren in mehreren Büchern davon schreibt, viele Vorträge dazu hielt, unzählige Zeitschriftenartikel dazu veröffentlichte, und sein Kollege Hermann Zschweigert, sind in unserem Kreis ja gut bekannt.

Sie haben eine erstaunliche Vielzahl an astronomischen Systemen in Europa dokumentiert, die ich hier nur kurz andeuten kann. Eins der Schlagworte ist das vom „Bodenhimmel“, ein anderes sind die „Sternstraßen“. Ich werde zuerst eine allgemeine Begriffstrennung vornehmen und dann eine der neueren Thesen vorstellen, wobei ich aus meiner

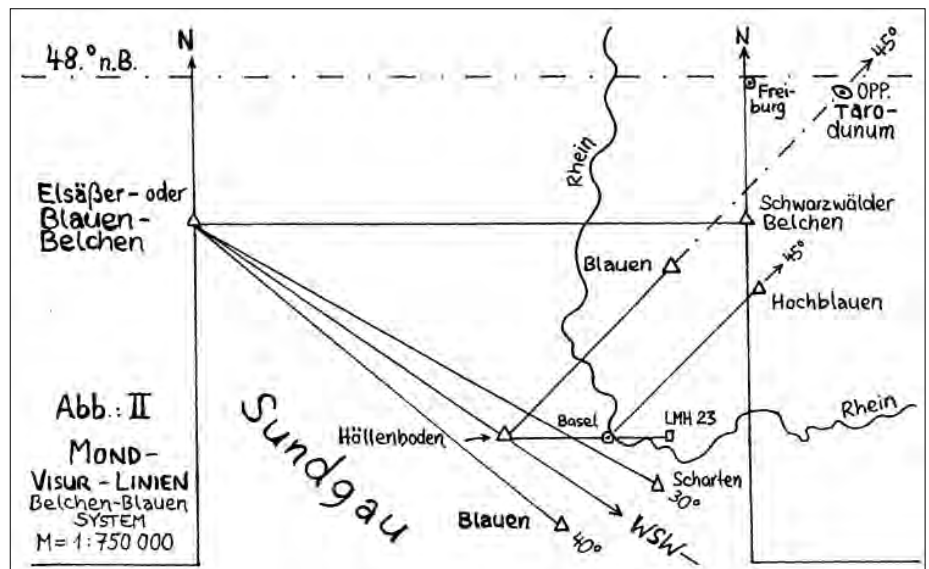


Abb. 3: Das Belchen-System nach Eichin und Peter Amann (in ZS 1/98, S. 43)

Sicht die Frage beantworten werde: Was ist dran?

Zwischen 1911 und 1936 entdeckte der Franzose Xavier Guichard das alteuropäische Eleusis-System – ein Linien-Netz, das von einem zentralen Punkt in Frankreich ausgehend strahlenartig große Teile Europas überspannt. Grundlage dieses Netzes waren über ganz Europa verbreitete Ortsnamen, die auf die gleiche Wurzel wie *Alaise* und *Calais* zurückgehen. Guichard entdeckte ferner ein frühgeschichtliches Orientierungssystem, das auf dem Prinzip der Windrose aufgebaut ist. Die Verwendung der Ortsnamen als Grundlage – noch dazu ohne etymologische Kontrolle – halte ich allerdings für ein sehr dünnes Eis und kann den Ausführungen keine Überzeugungskraft abgewinnen.

Ein anderer Franzose, Guy-René Doumayrou, veröffentlichte 1975 seine „Géographie sidérale“, also etwa Sternengeografie, die messtechnische Systeme mit Bezug zu Sternbildern in Südwest-Frankreich, vor allem im Katharergebiet aufzeigt (Abb. 5). Die lokalen Visur-Zusammenhänge machen zuweilen Sinn, die Länder übergreifenden Folgerungen bis nach Hellas und Ägypten sind jedoch reine Fantasterei.

Seit Mitte der 50er Jahre entdeckte der Bochumer Astronom Heinz Kaminski die alteuropäischen „Sternstraßen“. Es handelt sich um gedachte Schneisen von rund 20 km Breite, die genau in West-Ost-richtung oder in Süd-Nord-richtung verlaufen und Europa wie ein Netzwerk überziehen. Auf ihnen sind wie Perlen auf einer Schnur Kulturzentren angelegt, die über ein beträchtliches Alter verfügen mögen. Allein schon die Breite von 20 km er-

möglicht eine willkürliche Verwendung von allen möglichen Heiligtümern und den Ausschluss anderer. Eine Definition der Heiligtümer fehlt. Der Sinn der Sternstraßen bleibt im Dunkel.

Zur gleichen Zeit entdeckte Walther Machalett, Lehrer in Norddeutschland, die von ihm so benannte „Externstein-Pyramide“ und schrieb darüber in seinen Hallonen-Briefen. Die unvergleichlich aufwendige und erfolgreiche Heimatarbeit Machaletts soll hier nicht kritisiert werden, sondern seine weiterreichenden Folgerungen, die bis nach Ägypten reichen und noch heute ernsthaft vertreten werden. Machalett dachte sich eine geografische „Pyramide“, eigentlich ein gleichschenkliges Dreieck, als Vergrößerung der Aufsicht auf die Cheops-Pyramide. Die Spitze dieses Dreiecks liegt an den Externsteinen, bei Horn im Teutoburger Wald auf $51^{\circ} 51' 14,3''$ n. Br. Die Schenkelpunkte des Dreiecks sind die Cheops-Pyramide und die winzige Felseninsel Selvagens zwischen den Kanaren und Madeira im Atlantik. Die beiden Basiswinkel des Dreiecks betragen ebenfalls $51^{\circ} 51' 14,3''$. Und eine dritte Übereinstimmung: Auch die Böschungswinkel der Cheops-Pyramide selbst betragen $51^{\circ} 51' 14,3''$. Die drei Linien des Machalettschen Dreiecks: Externsteine – Cheops-Pyramide – Selvagens bilden für Machalett den Rahmen eines frühgeschichtlichen Raumordnungssystems Alteuropas und des Mittelmeerraumes (Abb. 6). Neuerdings hat Preben Hansson in Dänemark weitere Orte der Lichtreligion aufgezeigt, indem er die Machalettsche Linie von Delphi – Dordona – nach Nordwesten bis Dänemark verlängerte. Anlagen von dieser Größenordnung, sogar über Meere hinweg, wo Messungen nicht möglich

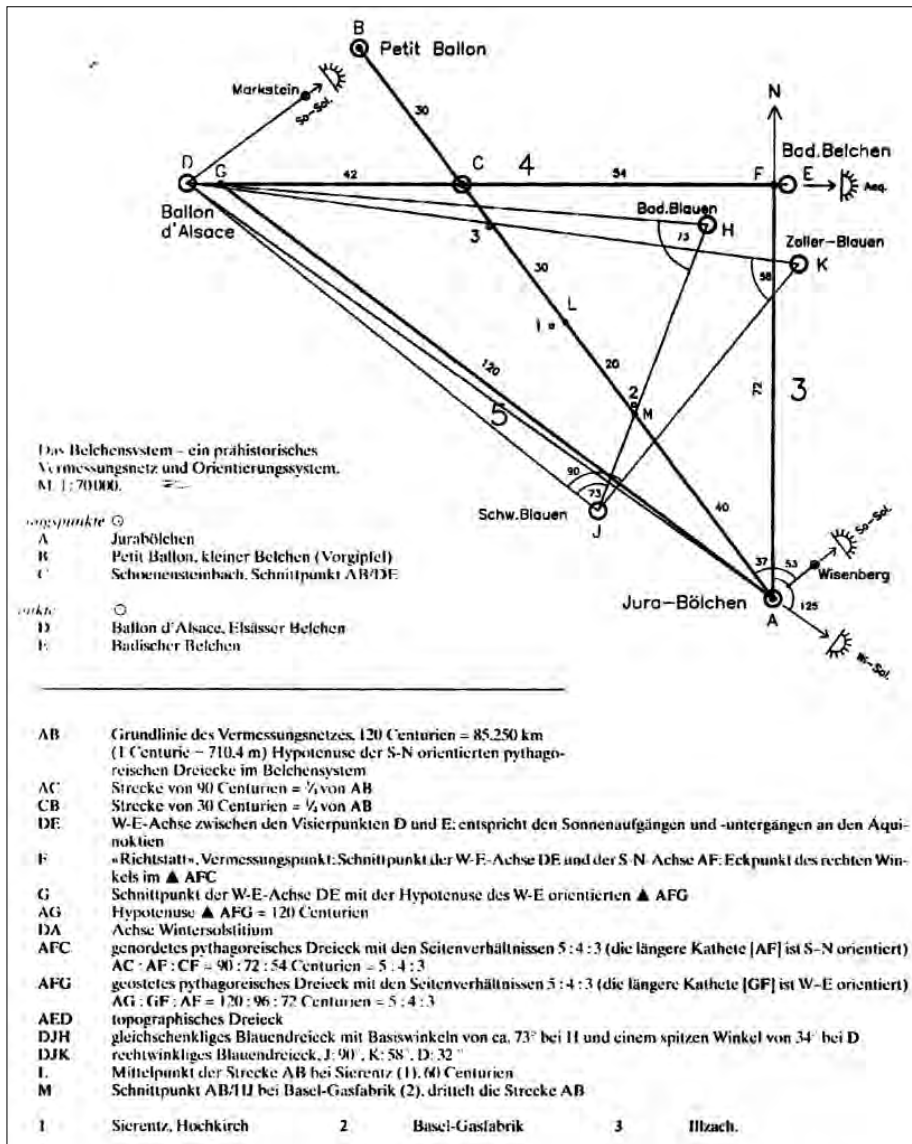


Abb. 4: Das Belchen-System nach d'Aujourd'hui (in Franz S. 39)

sind, können nur mittels Landkarten mit winkelgetreuer Projektion vorgenommen werden. Die Pyramidenbauer müssten sich an den unverrückbaren Festpunkten Externsteine und Selvagens-Insel orientiert haben und ihre Cheopspyramide entsprechend situiert haben. Darüber gibt es nicht die geringsten Hinweise in der recht gut erhaltenen ägyptischen Literatur. Ich halte dergleichen für reine Fantasterei, wengleich Einblicke in vorgeschichtliche Mentalität in diesen Arten von Schriften durchaus inspirierend wirken können.

Aus den siebziger Jahren gibt es außerdem ein zweites Halonen-System, das die bäuerlichen Dreschennen in Griechenland und dem westlichen Kleinasien als Verbundnetz darstellt, sowohl als geodätische Vermessungspunkte als auch als heilige Orte mit kosmischem Bezug. Entdecker dieser Zusammenhänge war wohl der Grieche Th. Manias, Verbreiter in Deutschland der Philologe Fritz Rogowski. Die beiden Systeme sind nicht miteinander verbunden und

wurden auch unabhängig voneinander 1967 entdeckt. Die Verbindung der Maßpunkte übers Mittelmeer durch Sichtlinien scheint mir nicht möglich, und außer dichterischen Hinweisen bei Homer ist auch kein realistischer Bericht aus dem schreibfreudigen antiken Hellas dazu erhalten.

Ein beachtliches System an Visurlinien in der Altmark hat Volker Ritters herausgefunden, streckenweise über recht große Entfernungen hinweg; möglicherweise wird er diese geheime Geometrie eines Tages im Geschichtssalon vortragen.

Seit 1995 weist Hermann Zschweigert ein alteuropäisches Maßsystem nach, durch das in vielen Teilen Deutschlands die Lage von Ortschaften und Kulturpunkten als abhängig von geodätischen Systemen bestimmt ist, die auf eine gezielte Anlageplanung dieser Orte hinweisen, wobei ebenfalls an die Wiedergabe von Sternbildern auf der Erde gedacht wird. Die Orte befinden sich stets in festen Abständen voneinander

entfernt, ausgedrückt in Einheiten des alteuropäischen Maßsystems. Dieser Teil seiner Arbeit ist nachvollziehbar. Zschweigert entdeckte zusammen mit Meier im Elsass und im angrenzenden Oberrheinland das oberrheinische Gitternetz mit dem Els(aß)berg als Zentrum, das auf einer Kaminski-Sternenstraße liegt. Neben der heilenden Funktion, die dieser markante Berg für die Pilger hatte, war er demnach auch Festpunkt für die Erdvermessung (siehe unser gemeinsames Buch 2003).

Günter Bischoff untersuchte 1998 die mehr als ein Jahrzehnt früher erfolgten Entdeckungen von Hubert Stolla in der Steiermark, wobei er mathematisch die Frage erörterte, wie zufällig die geodätischen Dreiecke sein könnten und welchem Zweck sie wohl gedient haben werden. Er kommt zu dem nachvollziehbaren Schluss, dass die meisten nicht zufällig sein können, findet aber keinen einleuchtenden Zweck; Erdvermessung wie auch astronomische Visuren schließt er rational aus.

Gerade diese Verknüpfung – die Vermessung der Erde als Weltkörper und ihre Stellung im Sonnensystem – halte ich für die einzig denkbare Erklärung für die allerorten aufgefundenen Dreiecke und Visurlinien.

3. Der Bodenhimmel-Begriff

Die Beziehung zwischen den Sternen und der Erde in einem tieferen als nur dem offen sichtbaren Sinn ist das Thema dieses Abschnittes. Nicht die Feststellung von Kalendertagen oder der Erdgröße steht dabei im Mittelpunkt, sondern eine schwer erklärbare Bemühung der vorgeschichtlichen Kulturen, den visuell chaotischen Sternhimmel im eigenen Wohngebiet durch entsprechende heilige Bauten und Ortsanlagen oder Verbindungswege zu fixieren. Ich beschränke mich trotz ausufernder Literatur auf drei Beispiele.

H.-E. Korth bringt in „Zeitensprünge“ 1/2005 eine Lachnummer ersten Ranges. Statt über die Europa-Geraden zu schwadronieren, hätte er mal im Lexikon nachsehen sollen, was Loxodrome bedeutet, nämlich schräge oder krumme Linien. Diese werden in der Mercator-Projektion zu Geraden, was Korth nicht daran hindert, auf seinen Mercator-Landkarten (wovon eine sogar auf dem Titelblatt erscheint!) gekrümmte Linien zu zeichnen; leider nicht zu Hyperbeln gekrümmt, was nämlich den Sonnwend-Visurlinien zukommen würde. (Abb. 7: ZS-Titel 1/2005)

Da sich Korth auf so ernst zu nehmende Autoren wie P. Amann und Ch. Pfister bezieht (S. 172), lohnt es vielleicht doch den Aufwand, die auffälligsten

Denkfehler herauszustellen, zumal sie sich in letzter Zeit in der Literatur (sogar Thiele/Knorr wird von ihm zitiert) häufen.

Korth geht also davon aus, dass der Mt. Blanc der Mittelpunkt eines Visurliniensternes „europaweiter Magistralen“ war, da man diesen höchsten Berg des Kontinents ja weithin sehen kann. Allerdings „folgen die nach Südosten weisenden Sonnwendlinien tatsächlich weitgehend dem astronomisch korrekten Verlauf, was bedeutet, dass die genaue Richtung mehrfach neu bestimmt wurde“ (hoffentlich in regelmäßigen Abständen), wogegen „die Sommersonn- und Mondwendlinien in Richtung Nordost ... einen nahezu geradlinigen, der Ursprungsrichtung folgenden Verlauf“ haben (S. 180). Also zwei Techniken im selben Liniensystem? Der Leser stutzt, zumal auch von „Geheimwissen“ und langen Jahren der Beobachtung die Rede ist (S. 179), wenngleich auch ein Hirtenknabe, wenn ihn sein Großvater zum Beobachten angeleitet hat, innerhalb von zwanzig Jahren den Mondlauf begriffen haben kann.

Korth hat zwar viele Visuren selbst überprüft, wie er erzählt, aber ganz Europa wird er nicht bereist haben, da verlässt er sich auf Ortsnamen und zwar besonders gern auf solche, die in einer Liste der Unesco verzeichnet sind. Wo die Visur übers Mittelmeer geht wie zwischen Nîmes und Perpignan oder über griechische Inseln, behilft er sich mit einer Konstruktion, die vielleicht den Alten geläufig war, nämlich mit drei Booten, die mit Treibankern arbeiten; im 18. Jahrhundert war man noch nicht (wieder) soweit, diese Methode anzuwenden.

Bei der Verwendung der Ortsnamen geht Korth ganz witzig vor: Grad (wie Gart usw. = Stadt) kommt von Gerade und weist damit auf seine Visurgeraden hin; und überall hat der Erzengel Michael mitgewirkt, auch im fernen Archangelsk am Weißen Meer, das zwar erst seit dem 16. Jh. so heißt, aber trotz eines etwas früher dort gegründeten St. Nikolai auf uralte Überlieferung zurückblicken sollte. Am spaßigsten ist La Linea (mit Ausrufungszeichen, d. h. aufgemerkt, lieber Leser!) am anderen Ende, bei Gibraltar, wobei er wohl nicht weiß, dass die Demarkationslinie der englisch-spanischen Front im 18. Jh., noch heute offiziell: La Línea de la Concepción, so genannt wurde; für ihn ist es dreitausendjähriges Traditionsbewusstsein, das sich unterschwellig Bahn bricht.

Nun müssten allerdings einige der markanten Orte (Bergspitzen, Flussmündungen) rein zufällig auf den Visurlinien liegen – warum auch nicht – aber vermisst werden die absichtlich angelegten

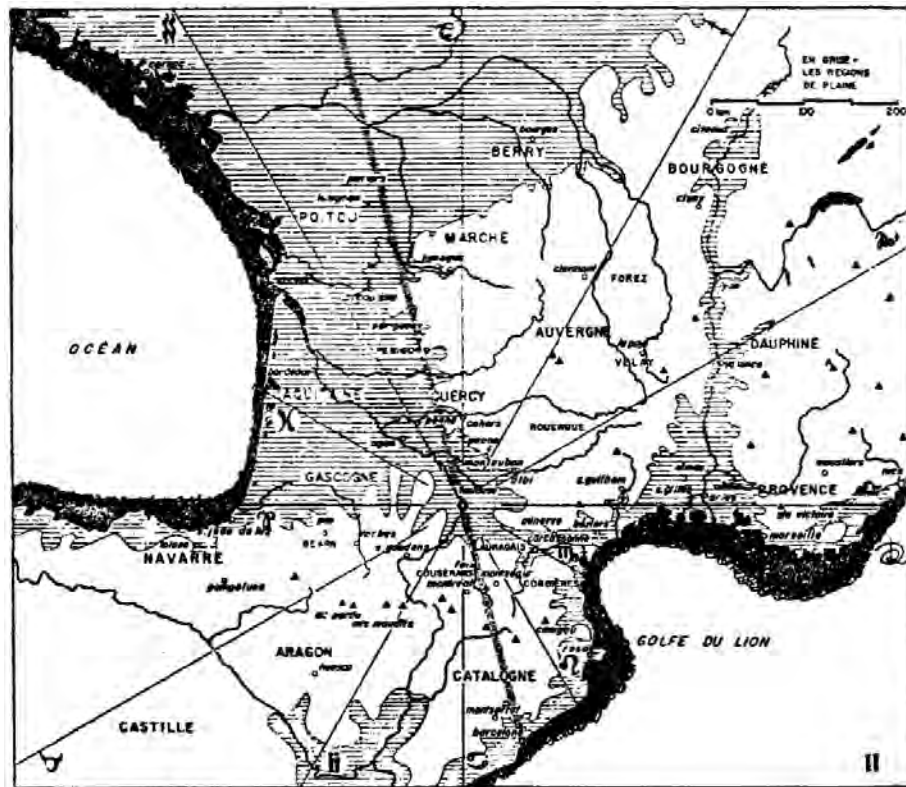


Abb. 5: Doumayrou, Stern über Frankreich (Karte 2)

Sonnenbeobachtungsorte wie Stonehenge und Avebury oder Carnac.

„Vor etwa 3000 Jahren ... konnte man in unseren Breiten ... beobachten“ (S. 178) – aber wo: in Recklinghausen oder Stuttgart oder auf dem Mt. Blanc? Alle drei Orte werden genannt, und das macht für Visurlinien durchaus einen Unterschied.

Das alles ist so schwammig wie hochtrabend vorgebracht. Darum gehen wir mal zur Korthschen Praxis über: Von einem Ort in den Schweizer Alpen – sagen wir Genf (Abb. 3 und Linie 2) – sehe ich den Mt. Blanc und suche mir einen Standort, an dem der Sonnenaufgang zur Wintersonnwende genau mit der Bergspitze übereinstimmt. Nun muss ich geradlinig „rückwärts“ gehen und den nächsten Ort dann bei Wintersbeginn per Feinjustierung feststellen, der mir Genf als Visurpunkt einbringt, nämlich Vézelay, dann weiter rückwärts Chartres und danach entsprechend immer weiter: Bayeux und Cherbourg bis hin nach Cashel Rock auf Irland. Nun ersteige ich den Mt. Blanc – in der Mittwinternacht, eine Leistung unserer Ahnen – und peile bei Sonnenaufgang einen markanten Punkt an, in diesem Falle Kloster Bobbio; von dort aus sehe ich Florenz, den Mte. Gargano und in der Ferne die Insel Korfu. Die Linie führt weiter über die Ägäis nach Delos und Rhodos. Für die ganze Anlage wären „5 bis 10 Jahre“ ausreichend, sagt der Autor. Und wofür mache ich das alles? Um Wege anzulegen, denn

ohne diese Peilungen würde ich mich vor 3000 Jahren in dem waldreichen und weitgehend unbesiedelten Europa nicht zurecht gefunden haben.

Mir kommt vor allem die Begründung dieser Arbeit unbrauchbar vor: Die Linien seien notwendig für die terrestrische Navigation. Das ist Unsinn, eine terrestrische Navigation gibt es nicht (ausgenommen in Wüstengebieten). Jeder Wander- und Handelsweg verbindet zuerst zwei Bauernhöfe, dann drei Weiler, vier Marktorte, fünf Städte... ganz gleich, wo diese liegen; ein Wanderer muss übernachten und er tut dies an Rasthäusern, diese liegen an Furten, Quellen, Pässen... nicht auf geraden Linien. Es hat gar keinen Zweck, gradlinig ins Grüne hineinzumarschieren, denn da kommt man nirgends hin. Der Rückweg geht ebenso an Landmarken vor sich, nicht am Sonnenstand, denn dem kann man gar nicht strikt folgen: Sümpfe, Flüsse, Berge, Urwälder verhindern es. Deutlich wird das an den das Meer überspannenden Linien: wozu wollte der „Fußgänger oder Reiter der Bronzezeit“ quer über das ligurische Meer? Und Seefahrer haben ihre eigenen Routen, die brauchen keine Sonnwendlinien.

Linien im Gelände anzulegen, setzt eine vorhandene Karte voraus: Nur wenn man weiß, in welcher Richtung ein zu besuchender Ort liegt, dann macht es Sinn, diesen anzupeilen.

Machen wir ein Gedankenexperiment: Das Land war unbesiedelt. Dann

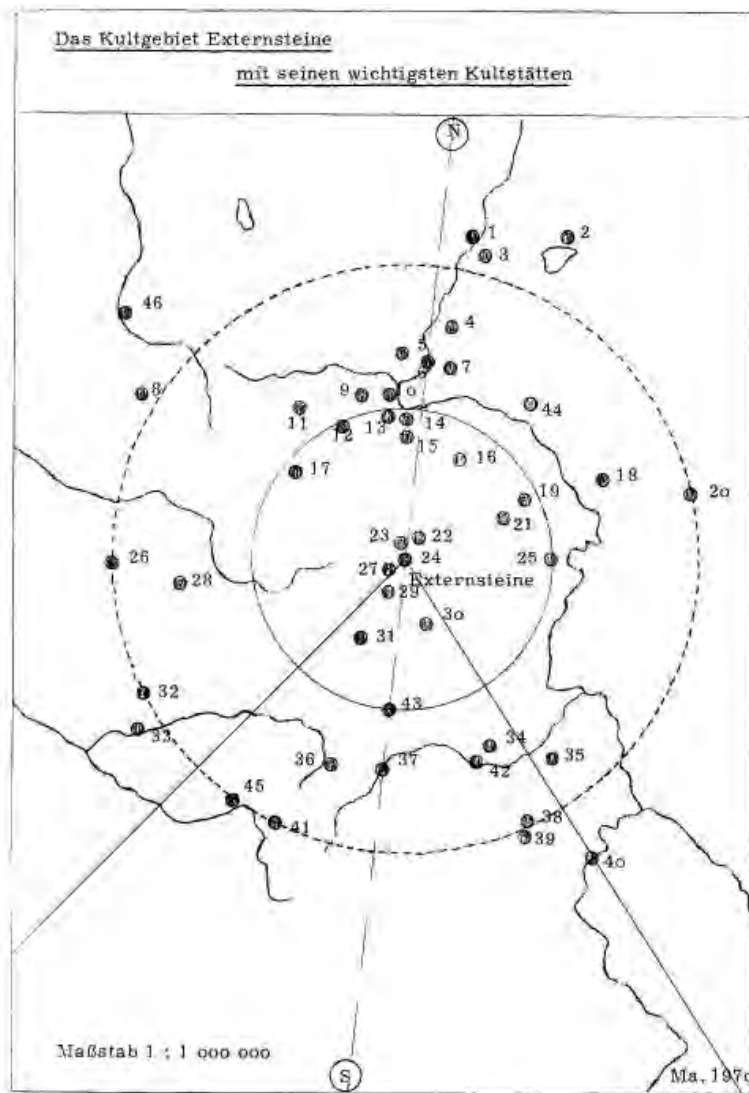


Abb. 6: Das Kultgebiet der Externsteine (Machalett)

hätte man es stückweise besiedelt, sich vom Gebirge aus vorschleppend. Auch dazu ist keine Navigation nötig. Letzte Möglichkeit: Die Besiedelung war aufgegeben worden (nach einer Katastrophe) und die ihrer Lage nach noch bekannten Ruinen sollten neu besiedelt werden. Nur dann ist die Idee einer Peilung überhaupt sinnvoll. Man müsste dann davon ausgehen, dass es Karten gab, auf denen Tschenstochau eingezeichnet war, aber Wissen und Wege zerstört waren und man vom Schweizer Bergland her die Richtung anpeilen wollte, um bis dorthin zu gelangen; der so erschlossene Weg wurde dann durch Raststätten und Dörfer markiert. Aber selbst das macht nur Sinn für die weit entfernt liegenden Städte, die zufällig genau im SW und NO lagen; was geschah mit den Städten im Norden und Süden?

„Das Blankenburg-System“

Die Archäologin Christina Linger und Herr Kai-Uwe Uebner hatten 2005 in Horn und am 13. März 2006 im Berliner Salon für Forschung und Geschichte

ihr „Blankenburg-System“ vorgestellt, darum kann ich mich auf eine knappe Zusammenfassung beschränken, bevor ich meine Kritik anbringe.

Die beiden Autoren stützen sich auf die Entdeckung von Walter Diesing aus Blankenburg am Harz und sein Buch „Der Himmel auf Erden“ (2003). Sie haben allerdings die einzelnen Orte genauer bestimmt mit Hilfe verbesserter Methoden (z. B. GPS) und einige Änderungen am System vorgenommen. Da Diesing seine Entdeckung nur auf der Landkarte gemacht hatte, gingen die beiden ins Gelände und stellten auch visurmäßig sicher, dass die Hypothese Wahrscheinlichkeit bekommt. Dabei erkannten sie, dass früher die Landschaft viel weniger bewaldet gewesen sein müsste, weil sonst mehrere Sichtlinien durch Bäume verdeckt gewesen wären. Dasselbe hatten wir schon in früheren Untersuchungen fordern müssen, sogar im Schwarzwald, wo man es nicht gleich annehmen würde. Die meisten der angepeilten Punkte sind herausragende Felsen, manchmal mit einer Burg gekrönt oder einem Klo-

ster überbaut, auch durch Steinsetzungen markiert. Das geheimnisvolle Ergebnis besagt, dass ein Dutzend oder mehr dieser Punkte jeweils paarweise miteinander in Beziehung standen und insgesamt den Tierkreis des Sternhimmels wiedergeben. In ihrer Auflistung sind acht der zwölf Punkte natürliche Felsen, und wenn wir nicht annehmen wollen, dass sie künstlich vom Menschen geschaffen wurden, dann bleibt nur die Annahme, dass sie zufällig günstig lagen und durch den Menschen geschützt und sogar durch Bauten hervorgehoben wurden. Ein richtiger Kreis oder ein Oval kommt allerdings nicht zustande, die Zuordnung zu Sternbildern ist rein willkürlich oder intuitiv mit den Ortsnamen begründet.

Die teilweise beeindruckenden Naturdenkmale wie auch die dazugehörigen Überlieferungen lassen gewiss eine lokale Tradition und alte Besiedlung der Landschaft erkennen, ein Bezug zum Sternhimmel scheint mir ausgeschlossen. Einmal wird auch ein Menhir auf freiem Feld einbezogen, hier müsste ernsthafte Forschung ansetzen. Ungeöffnete Hügelgräber sowie ein kaum erforschter Thingplatz wären weitere Anreize. Aber das so genannte System ist eine Seifenblase, die keinerlei logischen Hintergrund hat. Oder doch? Es gibt ja einen „Beweis“ dafür, dass die recht ungeordnet liegenden Einzelpunkte, die willkürlich paarweise miteinander verbunden werden – man könnte sie auch mit jedem anderen Punkt verbinden – ein System bilden: Die sechs Linien treffen sich (fast) genau auf einer Wiese, auf der sich ein rundlicher Findling von der Größe eines Medizinballs befindet, der den Mittelpunkt des Systems anzeigen soll. An dem Stein ist dann auch einiges bemerkt worden, so Kratzer und einige millimetergenaue Abmaße, aber das sind Dinge, die man immer finden kann, wenn man sucht. Ich würde im Mittelpunkt eines so aufwendigen Sternhimmelsystems statt eines mickrigen Findlings eine Burg oder einen gigantischen Steinkreis erwarten, zumindest einen Menhir mit sagenhafter Tradition. So bleibt das Ganze leider eine künstlerische Schau, die zwar zum Weiterforschen anregen kann, aber nichts zu unserem Thema beiträgt.

Weitere Bodenhimmel

Matthias Wenger hat sich ebenfalls kritisch zum Thema geäußert, und zwar mit besonderem Anlass: Ein Buch, das einen ähnlichen Titel führt und ähnliches verspricht: „Der Himmel ist unter uns“, von Thiele und Knorr (2003), wurde dem wissenschaftlichen Beirat des Machalett-Kreises zur Beurteilung vorgelegt. Kurz gefasst handelt es sich

um eine Wiedergabe des Sternhimmels der nördlichen Hemisphäre in Westfalen, gesehen vom 30. Breitengrad aus (also etwa Marokko oder Ägypten), deswegen auch stark verzerrt, dargestellt durch Kirchen und entsprechende Heiligtümer oder Landschaftsmerkmale.

Diese Geschichte wurde von uns beiden abgelehnt, wobei Matthias Wenger die Gründe sehr ordentlich aufgelistet hat. Ich wiederhole die Ablehnungspunkte nicht alle, nenne nur die wichtigsten:

1. Die gefundenen Bodensternbilder geben die tatsächlichen Konstellationen nur sehr verzerrt wieder, sie entsprechen nicht dem wahren Himmelsbild.

2. Da die durch Kirchen etc. dargestellten Sternbilder nur aus großer Höhe sichtbar werden könnten, ist ihre Anlage nur für fliegende Betrachter sinnvoll.

3. Kultstättenkontinuität ausschließlich über Kirchen zu definieren, die megalithische Kultstätten ersetzt haben sollen (wie im vorliegenden Fall behauptet), widerspricht der archäologischen Fundsituation. Die Aussage, dass eine Kirche automatisch eine verschwundene megalithische Anlage markiert, ist aus der Luft gegriffen.

4. Das Zentrum Europas ist so dicht besiedelt (historisch und prähistorisch), dass sich über Bauwerke, historische Anekdoten und etymologische Spekulationen fast immer und überall Anhaltspunkte für kultische Stätten finden lassen.

5. Die primäre Konzentration auf ein begrenztes geografisches Gebiet (Sauerland, südliches Westfalen) scheint lokalpatriotisch vorgegeben. Dieselben Sternbilder wurden auch für andere Regionen, etwa für Schleswig-Holstein, gefordert.

6. Bei der Ordnung des chaotischen Himmelsbildes schuf sich der Mensch Eselsbrücken, Merksysteme, die seine mythische Sicht enthielten. In unzähligen Sternsagen der Antike werden irdische Helden oder Tiere an den Himmel versetzt und zu Sternbildern erklärt, wenn sie sich auf der Erde durch eine mythisch bedeutsame Handlung hervorgetan hatten. Der umgekehrte Fall, dass Sternbilder auf die Erde projiziert wurden, ist nicht nur unlogisch sondern auch sagenhistorisch unbekannt.

7. Die Theorie der Bodenhimmel-Vertreter setzt voraus, dass die uns heute bekannten Zusammenfassungen der Sterne zu Sternbildern und ihre Mythen in der deutschen Frühgeschichte oder im Megalithikum hier schon bekannt gewesen seien, was durch die Forschung einwandfrei widerlegt ist.

Die Autoren legen – soweit erkennbar

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2005



Abb. 7: Korth: Das Mont-Blanc-System (ZS-Titel 1/2005)

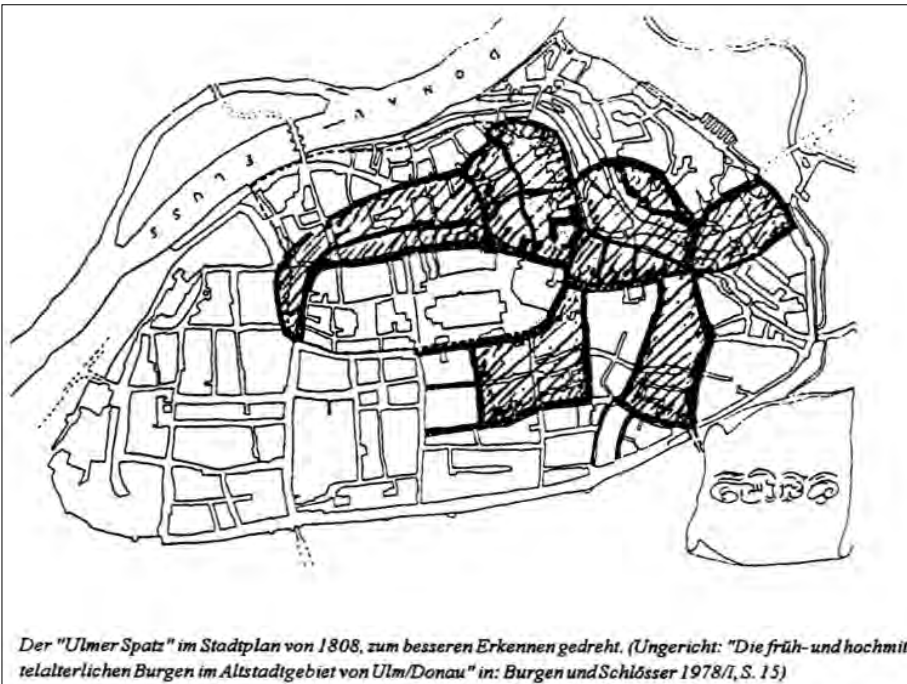
– die „heutigen“ Formen der Sternbilder zugrunde, das heißt die Gestalt, wie man bei uns seit der Renaissance die Sterne zu Gruppen zusammengefasst hat. Diese Gestalt war vor Dürer eine andere, sie wurde gerade erst gegen 1500 neu genormt, wie aus vielen Hinweisen der damaligen Astronomen ersichtlich ist. Damit ergibt sich ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen der Auffassung vom Sternhimmel vor der Christianisierung Deutschlands und nachher.

8. Am Himmel der nördlichen Hemisphäre sind weit mehr Sternbilder sichtbar, als die 17, die Thiele/Knorr gefunden haben wollen.

Diese Kurzfassung der Argumente von Wenger und mir lässt unschwer erkennen, dass solche Bücher – und es gibt eine ganze Reihe dieser Art in den letzten Jahren – nur Verwirrung stiften und mit wissenschaftlicher Arbeit nichts zu tun haben.

„Urbanoglyphen“

Axel Brätz aus Eberswalde hielt am 14. 2. 2005 im Salon für Forschung und Geschichte in Berlin einen Vortrag über Grundmuster in den Stadtplänen (ähnlich seinem Bruder Herwig). Diese Figuren in den Stadtplänen, die er Urbanoglyphen nennt, sind rein intuitiv gefunden, es gibt keine Hinweise, dass sie damals so angelegt wurden, weder Skizzen, Architekturpläne noch Notizen darüber sind mehr übrig. Die Erklärung, dass nur Freimaurer und Rosenkreutzer dieses Wissen hatten, aber nicht ans gemeine Volk weitergaben, mag befriedigen, lässt aber nach dem Sinn dieser Geheimschrift in den Stadtplanungen fragen. Selektives Sehen ist eins der Geheimnisse dieser „Theorien“: Der Schöpfer des neuen Gedankens wählt aus, was zu seiner These passt. Volker Ritters sah 1993 nach dem System von Hansmartin Ungericht im Stadtplan von Konstanz einen Fisch (diese Stadt



Der "Ulmer Spatz" im Stadtplan von 1808, zum besseren Erkennen gedreht. (Ungericht: "Die früh- und hochmittelalterlichen Burgen im Altstadtgebiet von Ulm/Donau" in: *Burgen und Schlösser* 1978/1, S. 15)

Abb. 8: Volker Ritters, *Ulmer Spatz im Stadtplan von Ulm* (EFODON-NEWS 1993)

liegt am Bodensee), im Ulmer Plan einen Spatzen, der aber mehr wie ein Rabe aussieht. Es muss ein Spatz sein, denn es gibt da eine Anekdote zum Bau des Ulmer Münsters, die einen Spatzen erwähnt (Abb. 8).

Im Stadtplan von Eberswalde sieht Herwig Brätz einen Löwen, wobei er an das Sternbild denkt, wie auch an das Tier, das auf dem Marktplatz als Denkmal steht. Der Kopf des Löwen ist die berühmte Maria-Magdalenenkirche mit den schönen Backsteinfiguren, die angeblich Sternbilder abbilden. Dreht man den Stadtplan um, tritt ein Lamm hervor, das als Gegensatz zum Löwen empfunden wird.

Wählt man nun Regulus im Löwen und Spika als Eckpunkte und fällt das Lot über die Verbindungslinie in der Mitte, dann geht dieser Speer wie der des Parzival (hinter ihm steht der Krater = Gral) mitten in den Präzessionskreis hinein, in den Mittelpunkt der Erdschlingung. Die kürzeste Strecke trifft den Kreis bei -5000, die längste bei 8000 AD; dazwischen am Tangentialpunkt liegt 1500 AD, der Beginn unserer Jahreszählung.

Das macht ein schönes Bild im Gralsmythos, denn der getroffene Sternherr am Ende, Kepheus, ist dann Amfortas, der am Schenkel verletzt wurde. Eine fantastische Sagenwelt wird hier lebendig, ergänzt um modernes Sternwissen mit platonischer Datierungsweise.

Fragt man, ob die Menschen der Reformationszeit diese Darstellung auch so angelegt haben oder zumindest sich der Sache bewusst gewesen wären, ist die Antwort verneinend. Man kann

vielleicht die Dauer der Präzession aus einigen länger zurückliegenden Beobachtungen berechnen, aber ihren Kreis mit Mittelpunkt am Sternhimmel zu zeichnen wäre dennoch von weiteren Kenntnissen abhängig. Hatten Regiomontanus und seine Nachfolger wie Kopernikus, Brahe und Kepler diese Kenntnisse?

Und weiter: Wenn dieses Bild so gesehen wurde, dann müsste es in den Berechnungen auftauchen, denn es ist ja auf reinen Zufall gegründet. Niemand kann Spika so an den Himmel setzen, dass sie auch mit Regulus den entsprechenden Winkel bildet. Wer das Werk der Zeit in die Sterne hineinsieht, ist ein Kenner. Aber müsste er es nicht auch mitteilen? Sonst würde es doch niemand verstehen, wenn er seine Stadt in diesem Sinne strukturiert. Oder sind wir abgeschnitten worden? Da kommen die Freimaurer ins Spiel.

Wir halten fest: am Gral und Amfortas, an den Sternmythen (auch Jesus ist eine, betonte Brätz), an der Präzession als Berechnungsmodus, an dem sehr jungen Zeitpunkt, zu dem eine Zählung unserer Jahre einsetzte (vor 500 Jahren). Ein Zusammenhang zwischen Stadtplanung und Sternbildern ist zwar nicht von vorne herein auszuschließen, aber durch die Darstellung von Brätz nicht schlüssig belegt. (Abb. 9)

An mystisches Denken gewöhnt und in mystischer Literatur belesen, stelle ich fest, dass die Arbeit der Brüder Brätz nicht als mystisch eingestuft werden kann, obgleich sie vielfältig diesen Anschein erweckt und auch ausdrücklich herbeiführt. Es ist die Sprache dieses Buches, die nicht

mystisch daherkommt sondern pseudo-wissenschaftlich, was als Gegensatz wirkt, unpassend zum mystischen Weltgefühl. Vom Tonfall und der äußeren Gestalt her ist der wissenschaftliche Anspruch in den Vordergrund gestellt: Es sollen Zusammenhänge bewiesen werden, die noch niemandem so recht aufgefallen waren, wie zum Beispiel der Zusammenhang zwischen einem intuitiv in einen Stadtplan hineingesehenen Bild und der Absicht der Stadtgründer, dieses Bild in der Anlage der Straßen und Gebäude verwirklichen zu wollen (hier „Urbanoglyphe“ genannt). Zudem kommen bei Brätz auch die schon von Christoph Pfister bekannten Wortspiele und Anagramme vor, die teils witzige, teils an den Haaren herbeigezogene Verbindungen zwischen Göttern und beliebigen Objekten aller bekannten Kulturen herstellen. Solche Spielereien regen die Fantasie an und können zuweilen erheiternde, sogar tief-sinnige Einblicke gewähren, was den Reiz dieser Schrift ausmacht und wohl auch manchen Leser bezaubern mag, aber eben doch von Wissenschaftlichkeit dermaßen weit entfernt ist, dass ein Akademiker darin nichts für ihn Gültiges wiederfinden kann. So bleibt am Ende nur die Einstufung als Kunstwerk mit zeitgenössischen Anspielungen (z. B. auch auf die Chronologiekritik), dessen Genuss sehr von der Aufnahmebereitschaft des Lesers abhängt, während dessen Verwertung in der ernsthaften Arbeit der historischen Analyse leider unmöglich ist.

6. Weitere Thesen zu den alten Städteplanungen

Das Buch von Humpert und Schenk, „Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung“ (2001), bringt eine neue Erkenntnis: Die übermäßige Zahl aller deutschen Städte wurde in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum – vom 12. bis 14. Jh. – planmäßig und mit sehr ähnlichen Grundmustern und Methoden angelegt.

Zunächst: Grundmuster in alte Städte hineinzusehen, ist wohl legitim. Als ich Anfang der siebziger Jahre auf der Iberischen Halbinsel meine ersten Feldforschungen durchführte, sah ich Strukturen in den Stadtplänen, konnte schon bald wiederkehrende Muster zeitlich einordnen – z. B. die „Ellipse der Thursen“ (siehe mein Buch „Das Erbe der Giganten“ 1977, mit Abb. des Plans von Córdoba, S. 70) (Abb. 10) – und die Gründungszeit der Städte oder ihrer Erweiterungsteile daran ablesen. Da diese auch noch zu den von mir neu erkannten nachkatastrophischen Küstenlinien passten und mit dem Wegesystem in Einklang standen, hatte ich bald ein weiteres Werkzeug, mit dessen

Hilf ich die verschollene Frühgeschichte Iberiens rekonstruierte. Und weil mir auf diese Weise neue Funde gelangen, bestätigte sich das System selbst und war damit „bewiesen“. Genauer gesagt: „Irgendwas ist dran“.

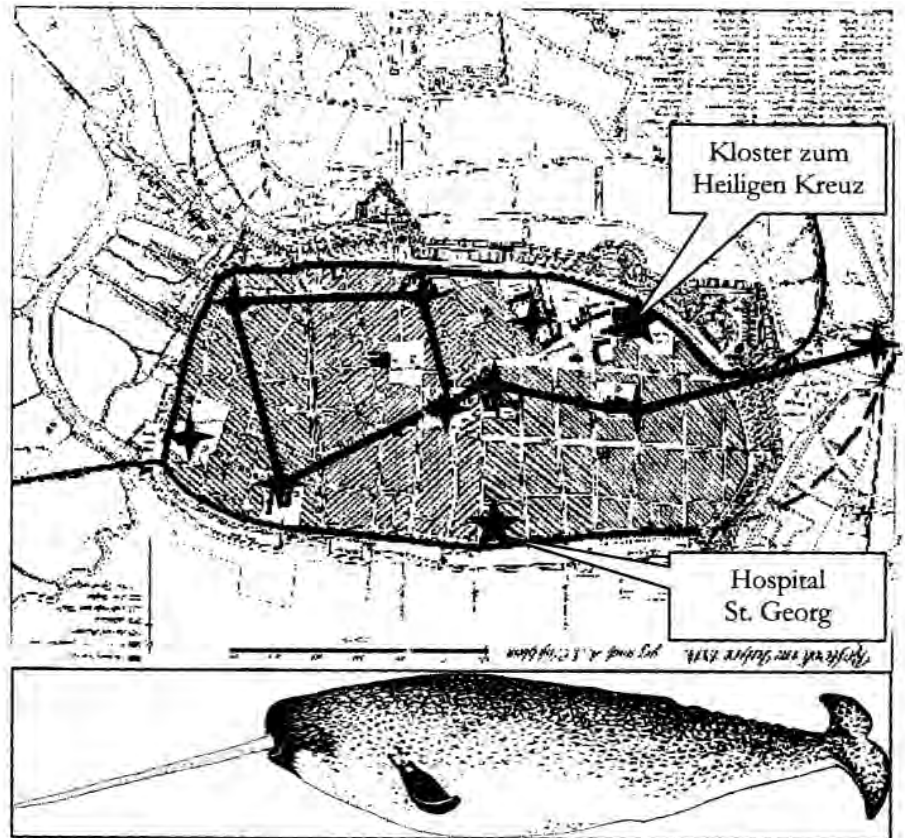
Ich erkannte dann allerdings bald auch Muster in der Anlage ganzer Provinzen und Landesteile, Planungen, die jedes denkbare Maß überstiegen und nur mit heutiger Technik (Luftaufnahmen, genaue Landesvermessung) zu bewältigen wären, und musste Abstriche machen. Es ist eben doch eine Eigenart des menschlichen Blickes, in chaotische Bilder Ordnung zu bringen, Muster hineinzulegen, Systeme darüber zu stülpen (Man erinnere sich an die Diskussion um die Marskanäle vor hundert Jahren). Darum schreckte ich vor der eigenen Fantasie zurück und ließ nur ein paar Seiten über Städte- und Wegeplanung im damaligen Buch.

Wo haben nun die Autoren Humpert und Schenk die gebotene Vorsicht der Wissenschaftlichkeit vernachlässigt?

Punkt 1): Sie idealisieren die Stadtpläne übermäßig. Eine „Genauigkeit von 60 cm“ bei der Einhaltung des Grundmusters ist eine Ungenauigkeit von 60 cm! Das ist bei weitem zu viel. Sieht man sich die Zeichnungen an, entdeckt man in jeder mehrere Stellen, wo die realen Mauerzüge beträchtlich vom Grundmuster abweichen. Und nicht etwa wegen des als Kunstmittel eingeführten „gestus humilitatis“, sondern ganz simpel als nicht passend zum Schema. Das Schema, selbst wenn es mit Brüchen versehen wird, passt vorne und hinten nicht. Die „verblüffende“ Übereinstimmung ist nur scheinbar, sie schmeichelt dem Auge des Betrachters, ist aber real nicht vorhanden. Dass Straßen oft parallel verlaufen, dürfte niemanden überraschen, und dass Schachbrettmuster entstehen, wenn man rechtwinklige Häuser baut, ist selbstverständlich.

Punkt 2): Ich habe einige Vergleiche mit alten Stadtplänen angestellt und erkannt, dass die Autoren flüchtig gearbeitet haben. Von Breslau habe ich einen Plan von 1562 und den von Merian (etwa 1650) zur Hand. Die Autoren Humpert und Schenk verwendeten als älteste Vorlagen Pläne des 19. Jahrhunderts (außer einmal, bei München). Das hätten sie bedeutend besser machen können, da Pläne vieler deutscher Städte vor dem 30-jährigen Krieg erhalten sind. Die Veränderungen in den letzten vier Jahrhunderten sind beträchtlich. Wenn man von mittelalterlicher Planung ausgeht, muss man ältestes Material sowie Ausgrabungsbefunde einbeziehen!

Ein einziges Mal wird ein „alter“ Plan betrachtet, der Klosterplan von



Rostock als Vorderteil des Narwals und des Sternbilds Walfisch

Abb. 9: Herwig Brätz, *Der Walfisch im Stadtplan von Rostock* (S. 16)

St. Gallen. Dieser ist eine Utopie des späten 16. Jahrhundert, was die Autoren vielleicht nicht wussten. Aber bekannt war ihnen, dass dieser Plan nie ausgeführt wurde, also ohnehin nur eine geometrische Zeichnung darstellt. Darin Grundmuster zu finden, dürfte selbstverständlich sein. Wären keine drin, wäre der Zeichner ein Trottel gewesen.

Punkt 3): Die Nichtbeachtung der Höhenunterschiede ist ein grober Fehler. Er führt zu erheblichen Schwierigkeiten bei der Erklärung der Vermessungsvorgänge! Da wird im Plan von Bautzen ein großzügiger Bogen angegeben, der mit einem sehr langen Seil gezogen sein muss, von der anderen Flussseite her über den Burgberg hinweg. Hier wird das Ganze zur Lächerlichkeit; betrachten Sie bitte ein Merianbild von Bautzen! Für andere Städte, die auf Hügeln oder in einer Talsohle erbaut sind, gilt dasselbe. Der Kunstgriff der Autoren, „Viertelmethode“ (S. 26), verschleiert das Problem. Die Behauptung, dass auch die Erweiterungsbauten und Vorstädte schon in der ersten Anlage mitgeplant gewesen sein müssen, ist absurd, aber aus den vorgebrachten Thesen der Autoren nicht anders zu beantworten.

Mir liegt gar nichts daran, die Grundthesen der beiden Autoren zu widerlegen, im Gegenteil, der Beweis wäre höchst wichtig für uns. Aber: Wenn die Arbeit so nachlässig gemacht

ist, fürchte ich, dass es den Kollegen der Gegenseite auffallen wird; und dann ist es sehr leicht, mit diesem Kind die ganze Wanne auszuschütten.

Man sollte also noch einmal von vorn beginnen, diesmal mit den richtigen Arbeitsmethoden:

- Gründungsdaten der Städte archäologisch und geschichtskritisch verifizieren –
- älteste Stadtpläne und Ausgrabungsbefunde zugrunde legen –
- genau arbeiten (nicht mit stumpfem Bleistift und über den Daumen gepeilt) –
- Transparenz in der Methode –
- alle Zeichnungen mit Angabe von Maßstab(!), Nordrichtung und Höhenlinien.

7. Ein Resümee

Nach Betrachtung der Theorien – meist nur Behauptungen – der beispielhaft genannten Autoren möchte ich meine Kritik noch einmal zusammenfassen:

Ein bedeutsamer Punkt war durch den Vortrag von Christina Linger herausgefiltert: Wenn das angebliche System auch nur irgendwie menschengewollt ist und nicht auf Zufall beruht, dann müssen seine Eckpunkte, also die Felsen, menschengemacht sein. Da ich dies ausschließe, fällt das System ins Leere. Nehmen wir an, wie Wolfgang Fischer mit vielen guten Gründen seit Jahren belegt, dass der

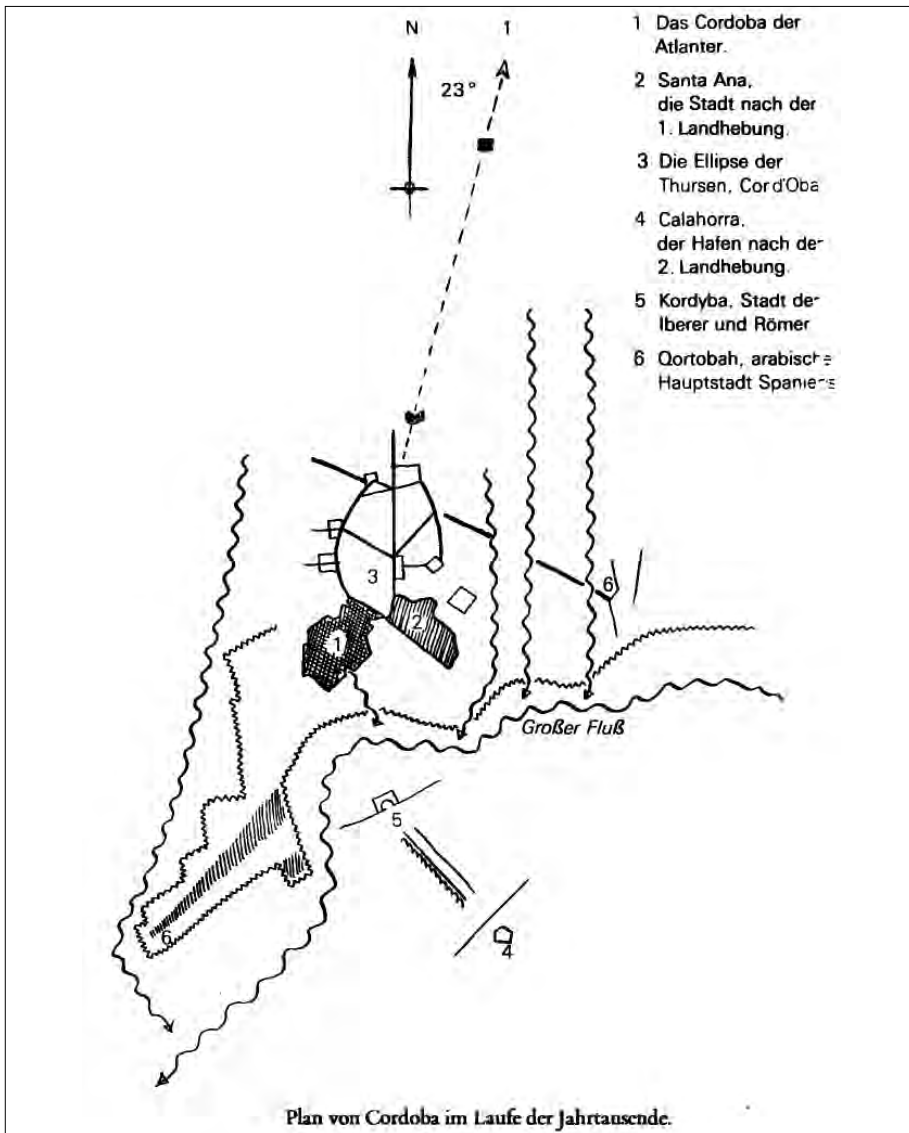


Abb. 10: Plan von Córdoba in der Frühgeschichte (in Topper „Das Erbe der Giganten“ 1977, S.70)

Mensch als Gestalter der Landschaft auch in diesem Sinne tätig war, dann ergeben sich viel weitläufigere Folgerungen. Wir können dann auch die Ergebnisse der Forschung von Goldmann und Wermusch einbeziehen, die klar gezeigt haben, dass die gesamte norddeutsche Tiefebene, vor allem ihr Wassersystem, menschengepägt ist. Da wäre die Anlage einiger Felsen nicht nur eine Kleinigkeit, sondern geradezu notwendig gewesen. Wie großartig die Tätigkeit des Menschen bezüglich der Landschaftsgestaltung in der Frühzeit gewesen sein muss, wurde mir einmal im Schwarzwald augenscheinlich: Ein Stufenberg war dort aufgeschüttet worden, mit Prozessionswegen versehen und ein Hang sogar mit Steinplatten bedeckt, vermutlich damit er weithin glänzt, wenn die Sonne darauf scheint. Man denkt sogleich an die Stufenpyramiden, die Walter Haug in Süddeutschland entdeckt hat, und an die langen Prozessionsstraßen, die dort hinaufführen. Diese Bauten waren sicher weithin sichtbar, also unbewaldet. Eine Einbindung in ein geodätisches

Muster, in Azimut-Visuren und vermutlich auch Energiezonen, liegt nahe. Nur eine Wiedergabe der Sterne scheint mir ausgeschlossen, weil einfach zu viele sich widersprechende Hypothesen dazu aufgestellt wurden und die „Nutzanwendung“ für den frühen Menschen nicht erkennbar ist.

Ich halte fest:

- Der vor- und frühgeschichtliche Mensch konnte die Erde mit aneinander geschalteten Dreiecken vermessen,
- er konnte mit beharrlich angelegten Visurpunkten seinen Kalender taggenau berechnen und jederzeit neu eichen,
- er hatte ein über ganz Europa gelegtes Netz an Nachrichtentürmen gelegt und
- er hatte die Landschaft in seinem Sinne, der sich uns bisher noch nicht voll erschlossen hat, gestaltet.

Um dies alles in so großem Umfang durchführen zu können, muss eine lange währende Friedenszeit geherrscht haben.

Vermutlich wurden auch Landkarten angelegt, die an Präzision unseren heutigen möglicherweise ebenbürtig waren. Eine so hochstehende Zivilisation hatte keinerlei Anlass, magisch-religiöse Motive wie etwa die Sternstraßen und Bodenhimmel es vorgeben, in ihre Arbeit einzubeziehen.

Literatur

- Amann, Peter (ab 1997 bis 2005): 6 Aufsätze in Zeitensprünge (Mantis, Gräfelfing)
- Brätz, Axel (2003): Geheimnisvolles Erfurt – eine Stadt als Kunstwerk“ in: Zeitensprünge 3/2003, S. 601-616 (Mantis, Gräfelfing) (2005): Vortrag im BSF über Eberswalde (Berlin)
- Brätz, Herwig (2004): Schwan der Ostsee (Selbstverlag, Rostock)
- Diesing, Walter (2003): Der Himmel auf Erden (s. l.)
- Doumayrou, Guy-René (1975): Géographie sidérale (Paris)
- Goldmann, K. und Wermusch, G. (1999): Vineta. Die Wiederentdeckung einer versunkenen Stadt (Berg, Gladbach)
- Humpert, K. und Schenk, M. (2001): Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung (Stuttgart)
- Fischer, W. und Müller, Z.A. (2007): Aufsatz in SYNESIS 1/2007, S. 5-11
- Franz, Ulrich (2006): Pan-Europa (BoD)
- Haug, K. Walter (2003): Die Entdeckung deutscher Pyramiden (Cernunnos, 2. Aufl.) zahlreiche Aufsätze und Vorträge seit 1992
- Kaminski, Heinz (1995): Von Stonehenge nach Atlantis. Sternstraßen der Vorzeit (München)
- Knaus, Walter (2006): „Bei den Externsteinen entdeckte Schalensteine“, Vortrag in Horn (Machalett-Verein)
- Korth, Hans-E. (2005): „Europa-Geraden I“ in „Zeitensprünge“ Heft 1/2005, S. 172-202
- Linger, Christina und Uebner, Kai-Uwe: Vorträge Mai 2005 in Horn und am 13. März 2006 im Berliner Salon für Forschung und Geschichte
- Machalett, Walter (1970): Die Externsteine. Das Zentrum des Abendlandes (Maschen) und weitere Bücher, Artikel und Vorträge in Horn
- Manias, Th. N. (1969): engl. Zusammenfassung seiner These, zit. in Rogowski
- Meier, Gert (2006): „Das Heinecke-System“, in SYNESIS 2/2006 sowie weitere Aufsätze zum Thema in SYNESIS.
- Meier, Gert; Topper, U. und Zschweigert, H. (2003): Das Geheimnis des Elsass. Was geschah damals am Odilienberg? (Tübingen)
- Michell, John (1969): The New View over Atlantis (London) deutsch: Die Geomantie von Atlantis (München 1984/1986 a. d. Engl. v. M. Bischof; München)
- Müller, Rolf (1970): Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit (Berlin)
- Ritters, Volker (1995): Dorfkirchen der Altmark. Symbolische Figuren: die Altmark - eine Bauhütte, EFODON DO-27; und verschiedene Aufsätze in EFODON NEWS 17/1993, SYNESIS 6/1994 und 7/1995, u. v. a.
- Rogowski, Fritz (1973): „Tennen und Steinkreise in Griechenland“, in Mitt. der Techn. Univ. Braunschweig, Jg. 8, Heft 2
- Thiele, W. und Knorr, H. (2003): Der Himmel ist unter uns (Bottrop)
- Thom, Alexander (1954-1976): verschiedene englische Zeitschriftenartikel, mir nicht zugänglich
- Topper, Uwe (1977): Das Erbe der Giganten (Olten). (1988): Erdbefragung (München; 2. Aufl. Ardagger/Österreich)

Anmerkung

Vortrag von Uwe Topper am 18.2.2007 im Potsdamer Geschichtssalon. ■